



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

sondern ging Tag für Tag heute dahin, morgen dorthin zu einem Trinkgelage, um erst am späten Abend halb oder ganz betrunken zurückzukehren. So lag nun der Mönche ohne Hilfe und Pflege in der halbzerfallenen Hütte, in die es bei schlechter Witterung von allen Seiten hereinregnete.

Mafukula wurde immer schwächer und elender und fühlte, wie ihm der Tod näher und näher kam. Da gedachte er seines jüngeren Bruders in der Missionschule zu Lourdes, dachte an die glücklichen Tage, da er selbst auf den dortigen Feldern gearbeitet und in der Kirche das Wort Gottes gehört und gebetet hatte und es erwacht in ihm lebhaft das Verlangen nach der heiligen Taufe. Er wollte nicht als Heide, sondern als Christ sterben, so wie vor zwei Jahren sein älterer Bruder. Einer liebvollen Aufnahme bei den ama-Romas (Trappisten) war er ohnehin sicher.

So machte er sich also eines Tages — der Vater wie gewöhnlich abwesend — auf den Weg nach der Missionsstation, die etwa zwei Gehstunden von seinem Kraal entfernt liegt. Für den todkranken aber war dies ein schrecklicher Weg. Am Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, hatte er seine Hütte verlassen, und erst am späten Abend, als es schon vollständig dunkel war, kam er als ein wahres Jammerbild in Lourdes an. Was er auf dem Wege alles gelitten und wie oft er aus Schwäche und Mattigkeit zusammengebrochen, weiß Gott allein.

Selbstverständlich wurde ihm auf der Station sofort die denkbar beste Pflege zu teil. Bruder Jodok, unser Katechet, beeilte sich, ihn auf den Empfang der hl. Taufe vorzubereiten. So schwach Mafukula in leiblicher Beziehung war, so frisch und hell war er

im Geiste. Er fasste die Wahrheiten unseres hl. Glöbens leicht und schnell und zeigte überhaupt in allen die denkbar günstigste Disposition. Weil Gefahr im Verzug war, tauft ihn der P. Missionär schon an zweiten Abend auf den Namen „Dominikus“.



Landschaft in Deutsch-Ostafrika. Bambusgebüsch.

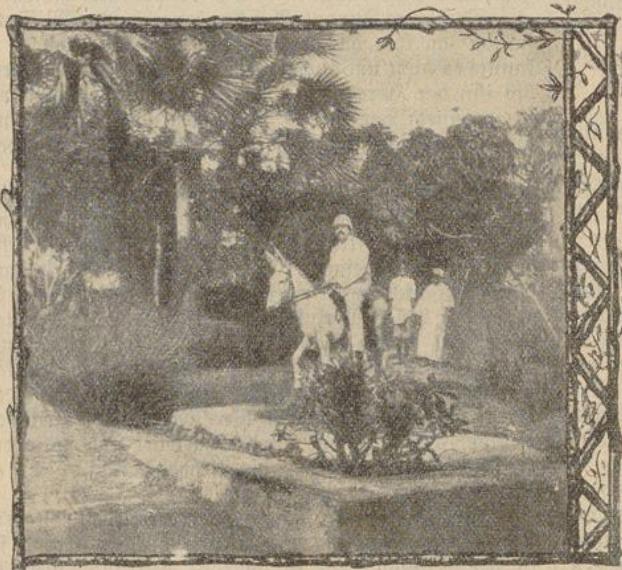
war in der Tat hohe Zeit gewesen, denn schon in der kommenden Nacht ging Dominikus mit dem unbefleckt Kleide der Taufschuld geschmückt hinzu in die wahre, ewige Heimat.

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Schw. Antonie.

M. Ratschitz. — Es war im Jahre 1890, als ich von meinen verehrten Obern mit mehreren anderen Schwestern nach Reichenau am Polela geschickt wurde, um mich hier unter der Leitung unserer Schwestern Philippine aufs Lehrfach vorzubereiten. Die Reise wurde auf einem großen, schweren Ochsenwagen gemacht und bot für uns Neulinge kein Interessanten in Hülle und Fülle. Da jedoch eine solche Fahrt schon wiederholt in unserem Blättchen geschildert wurde, will ich von jeder weiteren Bemerkung hierüber Abstand nehmen.

Am Feste Christi Himmelfahrt kamen wir in Reichenau an. Doch so groß einerseits die Freude der dortigen Schwestern über unsere Ankunft war, so groß war anderseits ihre Verlegenheit, da man kaum wußte, wie und wo man uns unterbringen sollte. Schon bisher war der Platz äußerst beschränkt gewesen, und nun kamen nochmals sieben Schwestern dahin! — Nun für die erste Nacht wurden wir einfach auf dem Heuchober eingekwartiert. Da hatten wir wenigstens ein weiches, trockenes Lager, und für den Schlaf sorgte die Ermüdung, mit der nach viertägiger, beschwerlicher Reise ankam. Am nächsten Tag wies man uns einen kleinen Raum in der Mühle als Schlafräume an. Es war leider noch nicht ausgebaut, und zu allen Unglück fand es bald an grimmig kalt zu werden.



Garten der Usambara-Eisenbahnverwaltung zu Tanga (D. O. A.).

wozu der nahe Fluß mit dem tosenden Wasserfall nicht wenig beitrug.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Es fielen kalte Regentage ein. Auf den Drakensbergen und sogar auf dem benachbarten Mahaqua lag Schnee, in unser Schlafkämmerlein aber drang das Wasser von unten und oben so stark ein, daß es zuletzt in einer Höhe von zwei Fuß am Boden stand. Wir holten nun vom nahen Fluß große Steine und Felsblöcke herein; sie dienten uns als Brücke, um zu unseren Lagerstätten zu gelangen. Doch hieß es da vorsichtig sein, denn die meisten Steine waren rund und glatt, so daß man leicht ausgleiten und ein unfreiwilliges Bad nehmen konnte. Das Bett selbst mußte uns zugleich als Lagerstätte und als Toilettenzimmer dienen. Das war alles recht hübsch und interessant und bot unserem unverwüstlichen Humor endlosen Stoff zum Lachen und Zerzieren; doch weniger angenehm war es, daß es nicht selten in unsere Betten hinein regnete! Als meine gute Nachbarin einmal hörte, wie gar so schwere Tropfen auf meine Bettdecke niedergingen, wollte sie mir ihren Regenschirm anbieten, glitt aber dabei auf den runden Steinen aus und fiel samt dem Schirm ins Wasser.

Ich hatte mir vor meinem Eintritt ins Kloster die hl. Armut als etwas so Großes und Schönes vorgestellt. Arm, ganz arm wollte ich sein, so wie der liebe Heiland, der nicht einmal soviel hatte, wo er sein Haupt hätte hinlegen können. Doch als ich hier im Kaffernlande in rabenschwarzer, eisigkalter Nacht als Lagerstätte ein verregnetes Bett und als Schlummerrolle nichts als ein nasses Henkissen hatte, da war es mit meinem Heroismus vorbei und ich dachte und fühlte wieder wie die gewöhnlichen Menschenfinder. Auch kam mir das Sprüchlein wieder in den Sinn, das wir als Kinder in der Schule rezitieren mußten:

„Ja mit dem Mund ist man ein Christ geschwind,
Doch in der Tat, mein Kind, da fällt es schwer!“

Unsere verehrten Obern hätten unserem Elend nur allzugegen abgeholfen; doch niemand wußte Rat. Endlich wurde für uns Lehramts-Kandidatinnen doch noch ein Winkelchen ausfindig gemacht. Es war auch nicht groß und fein, doch wenigstens trocken. Es hatte ein einziges Fensterchen, war mit Blech gedeckt und lag unmittelbar neben dem Hühnerstall. Fürs Wecken brauchte da niemand zu sorgen, denn schon in aller Frühe ließen etliche sieben Hähne ohne Unterlaß ihren kräftigen Ruf erschallen und mahnten uns zu zeitigem Aufstehen. Von dem Hennen aber hatte sich eine die Freiheit genommen, in mein Bett ihr Nest zu machen. Anfangs schien mir diese Vertrautheit fast zu groß. Doch, was konnte ich machen? Hätte ich das Fensterchen geschlossen, so wären wir in dem kleinen, schwulen Blechhäuschen vollends ganz erstickt. So hausten wir also schön friedlich zusammen, und als Quartiergeld hinterließ mir die Henne jeden Tag ein Ei.

Viel Freude erlebten wir an den Reichenauer Schulkindern, mit denen wir Präparandinnen auch schon zeitweilig verkehrten durften. Am meisten wunderte mich ihr Eifer für die Religion. In der freien Zeit sprachen sie in der Regel von dem, was sie morgens beim Religionsunterrichte gehört hatten. Dazwischen fehlte es auch an komischen Vorfällen nicht. So kam eines Tages ein Knabe mit seiner Schreibtafel daher und sagte: „Bitte, Schwester, lies das, was ich hier geschrieben habe.“ Nun hatte er aber nichts geschrieben, sondern nur nach Art der kleinen

Kinder, in wirrem Durcheinander ein paar Dutzend Striche und Hacken gemacht. Als ich ihn verwundert anschautete, meinte er naïv: „Wie, du kannst das nicht lesen? Und ich schrieb doch deutsch!“ Zur Erklärung muß ich folgendes beifügen: Wenn die Kinder ein Kleidungsstück oder etwas dergleichen bedurften, so gingen sie mit ihrer Tasel zur Lehrerin, welche ihnen dann in Deutsch darauf schrieb, was sie vom Vestiarium &c. bekommen sollten. Da nun unser Held diese Schrift nicht lesen konnte, glaubte er, im Deutschen dürfe man bloß einige Striche und Hacken machen, um sich zu verständigen.

Als ich mich eben recht heimisch im lieben Reichenau fühlte, kam plötzlich vom Mutterhaus her eine Order, schnell nach Mariannhill zu kommen, um die Unterklasse der dortigen Mädchenschule zu übernehmen. Die Reise ging diesmal nicht mit dem langsamem, holperigen Ochsenwagen, sondern mit einer leichten mit zwei feurigen Rößlein bespannten Carriage. In scharfem Trab rollte das schwankende Gefährt bergauf und bergab, über Stock und Stein, hier über einen Adler und dort über ein Grasfeld, denn die Straße war nur streckenweit in gutem, d. h. fahrbarem Zustand, sodass ich jedesmal leichter aufzutmete, wenn ein größerer Berg kam, wo die Pferde nur langsam vorankommen. Einmal ging es so haarscharf an einer großen, tiefen Wasserrinne vorüber, daß ich schon fürchtete, es würden Ross und Wagen darin versinken. Uebrigens kamen wir ohne Unfall am ersten Tag nach Mariathal und am dritten nach Mariannhill.

Hier im Mutterhaus begann nun meine erste Praxis in der Käffernschule. Die Schule war mir an sich nicht fremd, doch an wie viele Eigentümlichkeiten im Ausdruck, und an welch' sonderbare Ideen und Ansichten hatte ich mich bei meinen neuen Zöglingen zu gewöhnen! Auch waren damals die Käffern noch viel wilder und ungezügelter als jetzt. Nicht selten kamen die Eltern und verlangten unter beständigem Schreien und Toben, vermischt mit schrecklichen Drohungen, die Kinder zurück, die ihnen heimlich aus dem Kraal entlaufen waren. Andere, namentlich die Mütter, verlegten sich auf Klagen, Bitten und Jammern, um so die Kinder zur Rückkehr zu bewegen. So ist mir noch lebhaft ein Käffernweib in Erinnerung, das ihr Mädchen folgendermaßen anredete: „Wie, mein Kind, mein Liebling, du willst mich also wirklich für immer verlassen, mich, deine Mutter, die dich so zärtlich liebt? Soll ich nun fortan allein in meinem Kraal sitzen und weinen und klagen, weil mein geliebtes Kind nicht mehr bei mir ist! Und wer soll mir mir künftig bei der Arbeit helfen, wer Wasser holen, wer den Mais mahlen und das Uchswala (Käffernbier) kochen?“

Gewiß gingen dem guten Kind, das seine Mutter aufrichtig liebte, solche Reden gar sehr zu Herzen und schmerzten es viel tiefer, als die heftigen Vorwürfe des Vaters, doch es blieb in seinem Borsag fest. „Mutter“, sagte es gelassen, „ich bin in die Schule gegangen, um Gott kennen zu lernen und Christ zu werden. Ich habe dich nicht vergessen, Mutter, sondern bete jeden Tag für dich und den Vater, damit auch ihr zum Unterricht in die Kirche kommt und zugleich mit mir einmal die hl. Taufe erhalten. Ich kann jetzt nicht mit dir gehen, sondern muß in der Schule bleiben und lernen. Später aber will ich wieder zu dir kommen und dir bei der Arbeit helfen!“

Getrost ging die Mutter von dannen. Die schönen Worte ihres Kindes hatten einen tiefen Eindruck auf sie gemacht und brachten mit der Zeit auch die ersehnte Frucht; wie überhaupt in unserer Mission schon viele Eltern durch die in unserer Missionsschule unterrichteten Kinder für den christlichen Glauben gewonnen wurden.

(Schluß folgt.)

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Ueber das Fasten.

Am 4. März, mit dem Aschermittwoch dieses Jahres, beginnen die 40tägigen Fasten. Unser verweichlichtes Geschlecht, das sich keinerlei Entbehrung und Entfagung auferlegen will, sieht im Fasten immer mehr eine Forderung, der man sich auf alle Weise entziehen müsse. Da hat man allerlei Einwände zur Hand, so z. B. sagen die Weltkinder:

„Das Fasten paßt nicht für unsere Zeit. Heutzutage heißt es arbeiten; wer arbeitet soll auch essen. Wer kann mir denn verbieten zu essen, was ich will und so viel ich will?“

Darauf antworten wir mit dem Pater Brors in seinem „Modernes ABC“ Folgendes:

„Man sollte meinen, Christus, der Gottmensch, passe für alle Zeiten; seine Vorschriften und sein Beispiel sei für alle Zeiten ein Muster. Nun hat aber Christus, unser Heiland, sehr nachdrücklich durch sein Beispiel und durch seine Lehrengang auf das Fasten hingewiesen als ein höchst wirksames gutes Werk. Es stärkt den Menschen gegen die Sünde und erhöht die Kraft des Gebetes.“

Schon die Schriften des A. B. (z. B. Tobias) sind in dieser Hinsicht voll von Lobgesprüchen über das Fasten. Da nun auch unsere Zeit noch des Gebetes und des Kampfes gegen die Sünde bedarf, ist das Fasten auch für unsere Zeit noch ganz angemessen. Was Christus selbst nicht ausdrücklich befohlen hat, das hat die Kirche ihren Kindern von Zeit zu Zeit zur strengen Pflicht gemacht. Wohl nimmt sie Rücksicht auf die Freitumstände und auf die größere Schwächlichkeit des Menschenengeschlechtes — deshalb hat sie die ursprüngliche Strenge des Fastens bedeutend gemildert, nimmt auch Kranke und Schwache ganz davon aus; aber im allgemeinen hebt sie das Fastengebot dennoch nicht auf.

„Heutzutage heißt es arbeiten“. Ja, aber wie viel geschäftige Nichtstueri gibt es nicht gerade heutzutage, und auch wie vielen faulen Müßiggang? Wer aber wirklich in seiner Stellung und in seinem Berufe mit anstrengender Arbeit belastet ist, die das kirchliche Fasten — ich will nicht einmal sagen, unmöglich, nein, die es zu beschwerlich machen, diejenigen nimmt die Kirche gar leicht vom Fastengebot aus; ja alle, die einen wichtigen Grund haben, können vom kirchlichen Fasten, häufig schon durch den Beichtvater, entbunden werden.

Wenn es aber bloß auf Laune ankommt, oder wenn es bloße Scheu ist, sich irgend ein Opfer aufzulegen, so ist das freilich kein Grund, der vom Kirchengebot entschuldigt. So gesetzlos und unbenannt von allen Schranken ist denn der Mensch, auch der Katholik

nicht. Den Anspruch zu essen, was einer will, und viel er will, ist eher eine Regel für das liebe Kind als für einen vernünftigen Menschen: — ein vernünftiger Mensch weiß seine sinnlichen Lüste und Triebe des sinnlichen Wollens zu regeln und dem gleichen und kirchlichen Gebote Folge zu leisten.

Das Kreuz am Wege.

Ein Kreuzifix sah ich am Wege ragen,
So einsam stand es am grünen Rain,
Ich mußt' vor ihm die Augen niederschlagen,
Sein Anblick ging mir tief ins Herz hinein.

Wie mild hab' ich in heißen Jugendtagen
Mich gegen mein Geschick einst aufgebäumt,
Und wollte nicht dem Freudenkranz entflagen,
Von dessen Rosen mir so süß geträumt!...

Indessen hat mein Gott für mich getragen
Die Dornenkronen, wortlos, ohne Klagen.

Anna von Krahn.

Ein Friedenspreis.

Vor 400 Jahren stiftete ein Vorfahre des Grafen von Essex in England einen Preis, der allen jungen Chepaaren der Grafschaft zuerteilt werden sollte, die nach Ablauf eines Jahres beschwören könnten, daß während dieser Zeit nicht ein einziges Mal auch nur der geringste Zwist oder Wortwechsel zwischen ihnen entstanden sei. Man wäre versucht, anzunehmen, daß dieser „Friedenspreis“ schon des öfteren erkannt worden wäre. Dem ist jedoch nicht so. Kurzum wurde er erst zum vierten Male verteilt. Es hätten also innerhalb vier Jahrhunderte nur vier Chepaare der Grafschaft Essex unter Eid auszagen können, daß während 365 Tagen ihr Himmel durch kein Wölkchen getrübt wurde. Zum ersten Male wurde der Preis im Jahre 1510, zum zweiten Male im Jahre 1777 und zum dritten Male im Jahre 1820 verteilt. In diesem Jahre fiel der Preis auf Monselby; er besteht aus — einem fetten Schwein und einem Fass Bier.



Indische Haukler in Tanga (D. O. A.).